

JOSEPH CARDINAL RATZINGER · ROM

DER BISCHOF – KÜNDER UND HÜTER DES GLAUBENS

*Bischof Nossol in brüderlicher Verbundenheit
zum 70. Geburtstag am 8. August 2002 zugeeignet*

I. BIBLISCHE GRUNDLEGUNG

1. Die Abschiedsrede zu Milet (Apg 20,17-38) und der Presbyterspiegel im 1. Petrusbrief (5,1-4)

Es gibt kaum einen eindrucksvolleren Text über den Zusammenhang von Bischofsamt und Sorge um den Glauben als das Testament des heiligen Paulus, das uns die Apostelgeschichte als zu Milet gehaltene Abschiedsrede des Apostels an die Presbyter von Ephesus überliefert hat. Paulus weiß sich auf dem Weg zum Martyrium; er weiß, daß er an diese Orte nicht mehr zurückkehren wird. So versammelt er die Presbyter, um ihnen förmlich die Kirche zu übergeben: Es geschieht Einsetzung in die Nachfolge der Apostel. Die Verantwortung, die dem Apostel aufgetragen war, geht auf die versammelten Presbyter über. Paulus, wie ihn die Apostelgeschichte schildert, ist sich bewußt, daß er nicht aus Eigenem handelt, wie schon die Einsetzung in das Amt der Presbyter nicht einfach eine organisatorische Aktion von seiner Seite gewesen war: «Der Heilige Geist hat euch zu Episkopen bestellt, um die Kirche Gottes zu weiden, die er sich durch sein eigenes Blut erworben hat» (20,28). Drei Aussagen sind hier besonders wichtig: Es ist der Heilige Geist, der ins Presbyteramt ruft und es verleiht. Die Kirche ist keine profane Organisation, für die wir die bestmöglichen und effizientesten Ordnungen ersinnen. Sie ist Kreatur des Heiligen Geistes, der sie nicht nur am Anfang, an Pfingsten, geschaffen hat; in

JOSEPH CARDINAL RATZINGER, 1927 in Markt am Inn geboren, studierte Philosophie und Theologie in Freising und München; Priester 1951. Der Promotion 1953 und der Habilitation 1957 schlossen sich Lehrtätigkeiten in München, Freising, Bonn, Münster, Tübingen und Regensburg an, bis er 1977 zum Erzbischof von München und Freising geweiht und zum Kardinal ernannt wurde. Seit 1981 ist er Präfekt der Kongregation für die Glaubenslehre. – Bei dem Beitrag handelt es sich um einen Vortrag bei dem Kurs für neu ernannte Bischöfe am 30.6.2002 in Rom.

der Kirche ist immerfort Pfingsten, weil immer nur der Heilige Geist sie erschaffen kann; weil nur er das Apostelamt und ebenso seine Nachfolge zu verleihen vermag. Diese innere Abhängigkeit vom Heiligen Geist, diese Verwiesenheit auf ihn, müssen wir neu annehmen, ihr uns neu anvertrauen. So wie nicht das Mühen der Jünger und ihr Sachverstand den reichen Fischfang brachte, sondern die Sendung durch den Herrn und der Gehorsam gegen sie, so kann die Kirche immer wieder nur aus Sendung und Gehorsam kommen. Die zweite Aussage: Die bisher als «Presbyter» benannten Amtsträger werden nun als Episkopen angesprochen, und dieser Ausdruck wird mit dem biblischen Begriff des Hirten identifiziert. Das Wort Episkopos trug vor seiner Aufnahme ins Neue Testament eine breite Bedeutungsskala in sich. In der griechischen Tragödie erscheint Gott selbst als der Episkopos, als der, der wachsam auf die guten und bösen Taten der Menschen hinschaut. Das Weisheitsbuch, Philo, die Sibyllinen haben diesen Wortgebrauch übernommen, so daß wir im ersten Clemensbrief in Fortführung dieser Bedeutungsgeschichte Gott als den Schöpfer und Episkopen jeglichen Geistes benannt finden können (59,3). Bei Philo erscheint dann Mose als Episkopos (rer. div. her. 30): Das Wort war also keineswegs irgendeine profane Amtsbezeichnung gewesen, sondern hatte eine sakrale Funktion in Abbildlichkeit und Teilhabe an Gottes Sorge für die Menschen umschrieben.¹ So ist es nicht verwunderlich, daß im 1. Petrusbrief Christus selbst als der Hirte und Episkopos eurer Seelen bezeichnet wird (2,25). Sowohl im 1. Petrusbrief wie in Apg 20 werden die beiden Begriffe Episkopos und Hirte miteinander verbunden und damit das für die biblische Tradition neue Wort Episkop mit der reichen biblischen Überlieferung des Hirtengedankens verknüpft, wie wir das dann noch einmal bei 1 Petr finden, der Christus als den Erzhirten (Archiepiskopos) bezeichnet und wiederum dies mit dem Dienst des episkopein zusammenbringt. Der oberflächliche Begriff des Aufsehers, den man einer wörtlichen Übersetzung von Episkopos entnehmen könnte, erhält so eine ganz andere Tiefe: Es geht um das Hinsehen mit dem Herzen, das Sehen von Gott her – Mitsehen mit Gott; um jene liebevolle Sorge, die der Hirte um seine Schafe hat, die er einzeln kennt und ruft und die er liebt, weil sie die Seinen sind. «Episkopein» ist die innere Verantwortung für die, die Gott uns anvertraut hat, wiederum als Teilhabe an Gottes eigener Sorge um die Menschen.

Die eigentliche Tiefe erreicht das biblische Hirtenbild mit der Aussage, daß der gute Hirt – Jesus – sein Leben gibt für die Schafe (Joh 10,15) – der Hirte wird Lamm und erlöst so die Schafe. Dieser Zusammenhang erscheint in der Abschiedsrede zu Milet wieder, wo denen, die jetzt Hirten der Kirche Gottes werden, ins Gedächtnis gerufen wird, daß der Sohn diese Herde durch sein eigenes Blut erworben hat. Damit sind wir bei der dritten Aussage unseres Verses: Der Hirt trägt Verantwortung für die Kirche Gottes, und diese Kirche beruht auf dem Lebensopfer des Sohnes. Nicht anders ist sie zustande gekommen als durch das Kreuz Christi: Die Passion, die vorher zur Zerstreuung der Jünger wurde, ist nun der große Akt der Sammlung. Vom Kreuz her zieht der Herr die Menschen an sich, vom Kreuz her sammelt er die zerstreuten Kinder Gottes (Joh 11,52). Noch einmal erscheint uns die ganze Größe dessen, was Kirche ist: die Frucht der Passion des Herrn. Und es wird sichtbar, daß es letzten Endes immer um die eine, die ganze Kirche geht. Die Presbyter von Ephesus wirken an ihren Orten, aber dabei weiden

sie die Kirche als ganze, die Kirche Christi und nicht irgendeinen Teil davon. Vor allem aber wird hier auch die martyrologische Dimension des Hirtenamtes sichtbar. Wenn der vorchristliche Begriff von Gott als Episkopen der Menschen diesen Gott als den allein von oben her Herrschenden, selbst von der Wirrnis und dem Leid der Menschen nicht berührten Herren erscheinen lassen konnte, so zeigt uns die Gestalt Christi, daß Gott, um Hirt der Menschen zu sein, selbst in die Erde eingetreten ist; daß sein Hirtenamt ihn das Leiden des Sohnes kostete – nicht anders als im Mitleiden, Mitlieben und Mitsterben konnte er die menschlichen Dinge wahrhaft in die Hand nehmen. Gott konnte mühelos den Kosmos in seiner ganzen Größe erschaffen, hat Kardinal Newman einmal gesagt, aber um den Menschen und die Menschen zu sich zu bringen, kostete es ihn die unendliche Mühe der Menschwerdung und des eigenen Todes. Nicht anders als durch den Einsatz des eigenen Seins kann man Hirte für die Menschen, Hirte für die im Leiden Christi gegründete und gründende Kirche werden. Das ist die Höhe des Einsatzes, die gefordert ist; wenn wir weniger geben, uns selbst heraushalten wollen, brauchen wir uns über das Versickern der Kirche und des Glaubens nicht zu wundern. Im übrigen ist ja die ganze Abschiedsrede des heiligen Paulus von diesem martyrologischen Hintergrund geprägt. Wie er schon immer der Kirche und des Evangeliums wegen ein Leidender war – denken wir an die dramatische Schilderung seiner Passionen im elften Kapitel des zweiten Korintherbriefs – so macht er sich nun auf den Weg, um definitiv in die Leidensgemeinschaft mit Christus einzutreten, und erst so tut er sein apostolisches Werk zu Ende.

Aber nun müssen wir noch weiter fragen: Was ist konkret der Inhalt dieses Weidens – dieses «Episkopein», des Achthabens auf die Herde Christi, des Mitsorgens mit der Sorge Gottes? In der Abschiedsrede zu Milet finden wir dafür zwei Beschreibungen. Die erste lautet: «das Evangelium von der Gnade Gottes zu bezeugen» (Vers 24). Die zweite Beschreibung spricht von der Pflicht des Apostels, «den ganzen Willen Gottes zu verkünden» (Vers 27). Ich finde diese Formulierung, gerade in der Einfachheit und Größe des Gesagten, besonders aussagekräftig. Es geht darum, den Menschen Gottes Willen mitzuteilen, ohne Vorbehalt, in seiner Gänze. Erinnern wir uns dabei an die dritte Vater-unser-Bitte: Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden. Das Geschehen des Willens Gottes macht den Himmel zum Himmel. Die Erde wird Himmel, wenn in ihr Gottes Wille geschieht. Wir alle wollen wissen, wie wir unser Leben anpacken sollen, damit es gut wird – «glücklich». Alle Menschen wollen das. Jeder möchte den Schlüssel zum richtigen Leben kennen. Darum lernen wir, darum suchen wir, und alle Jagd nach Glück ist Ausdruck dieses Bedürfnisses, das Leben zu finden – Leben im Übermaß, die Fülle des Lebens. Wenn es wahr ist, daß der Wille Gottes unser Leben ist, das Gleichförmigwerden mit diesem Willen den Schlüssel zum Leben darstellt – ist es dann nicht wahr, daß der Durst nach Leben im tiefsten Durst nach dem Kennen von Gottes Willen ist? Ist es dann nicht der höchste und der schönste Auftrag, Gottes Willen bekanntzumachen und so den Schlüssel zum Leben zu schenken? Das ist Apostelamt – das ist Bischofsamt. Aber freilich, heute gibt es Zweifel daran, ob dies unser innerster Wunsch ist, der unser ganz praktischer Wunsch werden sollte; Zweifel nicht nur unter Ungläubigen, sondern mitten in der Kirche. Denn

viele meinen, der Wille Gottes sei doch für uns eine zu schwere Last; es sei vielleicht doch besser, ihn nicht zu kennen, denn wenn wir ihn nicht kennen – so argumentiert man – dann ist das Leben gegen oder außerhalb dieses Willens keine Schuld. Erst das Kennen macht uns schuldig. Glückliche Unkenntnis, so denkt man. Und so erscheint das Christentum nicht als Gnade, sondern als Last; die den Willen Gottes nicht kennen, so meint man, leben leichter. Und dann ist es auch nicht mehr schön, den Willen Gottes zu verkünden, dann ist es besser, da nicht allzu vollständig zu sein.² So sind wir an dieser Stelle an dem Punkt, an dem die Frage nach dem Bischof als Kündler und Hüter des Glaubens für unsere Zeit konkret wird.

2. Das Präskript des Römerbriefes (Röm 1,1-7)

Aber bevor wir die aktuellen Fragen weiter verfolgen, müssen wir den Zusammenhang zwischen dem «Bekanntmachen des Willens Gottes» und dem Glauben noch weiter vertiefen. Dafür bietet sich die Beschreibung des apostolischen Auftrags an, die Paulus bei seiner Selbstvorstellung am Beginn des Römerbriefes vorlegt. Diese Beschreibung ähnelt in vielem der Darstellung, die wir in der Abschiedsrede zu Milet gefunden haben, setzt aber doch etwas andere Akzente und arbeitet mit einem etwas anderen Vokabular.³ Hier bezeichnet sich Paulus als «Knecht Jesu Christi», als berufenen Apostel, als ausgesondert für das Evangelium Gottes. Die Titelfolge ist für das Verständnis des Apostelamtes und so auch für die rechte Sicht des bischöflichen Dienstes von großer Bedeutung. Zuerst ist der Apostel Knecht Gottes – nicht mehr sich selbst gehörend, sondern dem anderen, Jesus Christus ganz zu eigen. Zugleich tritt Paulus und mit ihm der Bischof in eine Genealogie hinein: Israel, Gottes heiliges Volk wurde als Knecht Gottes bezeichnet und dann die großen Einzelnen, in denen sich Israels Sendung darstellt: Abraham, Isaak, vor allem aber Mose. «Berufener Apostel» – die Sendungsidee klingt auf, und auch da «mag eine Erinnerung an die Berufung der Gottesmänner des Alten Testaments mitgespielt haben.»⁴ Schließlich ist da der Begriff «ausgesondert», der typisch ist für die Propheten und den Apostel in die Linie der Propheten des Alten Bundes stellt. Ausgesondert wozu? «Für das Evangelium Gottes» – hier ist die Berührung mit Apg 20,24 offenkundig, wo vom Evangelium der Gnade Gottes die Rede war. Paulus gibt in Röm 1,3f als Inhalt des Evangeliums einfach die Christologie, den Christusglauben der Kirche an, indem er ein vorpaulinisches christologisches Bekenntnis zitiert.⁵ Also: der Apostel, der Bischof, der Evangelist ist dazu da, Christus zu verkündigen, und zwar Christus, wie ihn die Kirche glaubt und bekennt. Durch die Zitation eines Glaubensbekenntnisses tritt das gemeinsame Glauben der Kirche, ihre Autorität in den Text des Römerbriefes und damit in die apostolische Sendung hinein. Das wird gleich noch deutlicher, wenn Paulus sagt, Gnade und Apostelamt seien ihm gegeben, um alle Völker zum Glaubensgehorsam zu führen. Hier ist wieder die Berührung mit der Rede an die ephesinischen Presbyter unverkennbar, in der von der Kundgabe von Gottes Willen die Rede war. Das, was Paulus als Apostel verkündigt, ist der Glaube; den Glauben annehmen, bedeutet, in ein Verhältnis des Gehorsams eintreten. Was damit gemeint ist, hat der Apostel großartig in Gal 2,20 ins Wort gebracht: «Ich lebe, doch nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir.» Paulus beschreibt mit diesem Wort, was in seiner Bekehrung mit ihm

geschehen ist; was er hier schildert, ist umstürzende persönliche Erfahrung und zugleich Ausdruck der gemeinsamen Realität des Christlichen. Es ist in einem ganz persönlich und ganz objektiv, eigenste persönliche Erfahrung und doch Darstellung dessen, was das Wesen des Christentums für einen jeden ist. Man könnte es dolmetschen, indem man sagt, Christsein bedeute Bekehrung; aber dann müssen wir das Wort Bekehrung in seinem ganzen Tiefgang auffassen, den es hier gewonnen hat. Bekehrung im christlichen Sinn ist mehr als der Wechsel einiger Meinungen und Einstellungen. Sie ist Tod und neue Geburt. Sie ist ein Subjektwechsel. «Das Ich hört auf, autonomes und in sich selbst stehendes Subjekt zu sein. Es wird sich selbst entrissen und in ein neues Subjekt eingefügt. Das Ich geht nicht einfach unter, aber es muß sich in der Tat einmal ganz fallenlassen, um sich dann in einem größeren Ich und zusammen mit diesem neu zu empfangen.»⁶ «Gehorsam» ist also in einem sehr radikalen Sinn gefaßt, wie er sich zuvor schon in der Bezeichnung als Knecht Christi angedeutet hatte. Für unseren Zusammenhang ist wichtig, daß dieser Gehorsam, diese neue Geburt des Menschen, die ihn seiner Einsamkeit und Orientierungslosigkeit entreißt und ins Weite führt, also frei macht, mit dem Akt des Glaubens zusammenhängt. Und dabei ist noch einmal bedeutsam, daß Paulus den Glauben sofort als «katholischen» beschreibt, nämlich als eine Wirklichkeit, die alle Völker umfaßt.⁷ Zum Glauben gehört die Universalität; das Evangelium gilt nicht nur den Römern, sondern hat weltweiten Sinn. Die neue Gemeinschaft, in die der Glaubende hineintritt, ist umfassend – ganz einfach, weil die Wahrheit umfassend ist und alle gleichermaßen angeht. Wir sehen, daß «Glaube» hier zugleich in seinem objektiven und in seinem subjektiven Sinn aufgefaßt ist. Er ist ein Akt der Verwandlung, des Neuwerdens; sein Gehorsam ist Befreiung aus der Enge des Ich und aus der Blindheit der bloßen Meinungen. Aber Glaube ist zugleich objektiv – der Inhalt der Verkündigung, Lebensinhalt der Kirche im ganzen. Er baut sie auf. Ist ihr Prinzip. So ist die Zentralität des Glaubensdienstes für das apostolische, für das bischöfliche Amt hier in einzigartiger Weise deutlich.

3. Ein Blick auf die Pastoralbriefe

Von hier aus öffnet sich auch der Zugang zu den Pastoralbriefen, die im Rückblick auf das paulinische Wirken noch einmal alle seine Schwerpunkte sichtbar machen. Die Vorstellung des Apostelamtes in 1 Tim 2,1–7 ist derjenigen des Römerbriefs ganz nah verwandt. Hier wird von Paulus gesagt, daß er als Verkünder und Apostel des einen Gottes und des einen Mittlers, Christus Jesus eingesetzt wurde, «als Lehrer der Völker im Glauben und in der Wahrheit». Das Moment der Lehre tritt nun stärker hervor, aber die Grundrichtung bleibt doch dieselbe: Die Universalität wird betont, die sich aus der Universalität der Wahrheit, aus der Universalität des einzigen Gottes und des einzigen Mittlers ergibt. Und der wesentliche Auftrag des Apostels ist es, Lehrer im Glauben und in der Wahrheit zu sein. In diesen späten Briefen geht es ja wieder ganz konkret um die Apostelnachfolge und darum, daß das apostolische Amt in der Zeit der Kirche seine Gestalt gewinne, daß die Flamme des Glaubens immer wieder neu entfacht werde, die in der Asche der Alltäglichkeit sooft zu ersticken droht (2 Tim 1,6). So ist der geradezu beschwörende Ton zu verstehen, mit dem der Apostel Timotheus auffordert, gegen alle Routine, gegen das Ab-

sinken in einen Auswahlglauben und in Ideologie zur Verkündigung des einen Glaubens zu stehen: «Ich beschwöre dich bei Gott und bei Christus Jesus, dem kommenden Richter der Lebenden und der Toten, bei seinem Erscheinen und bei seinem Reich: Verkünde das Wort, tritt dafür ein, ob man es hören will oder nicht; weise zurecht, tadle, ermahne, in unermüdlicher und geduldiger Belehrung» (2 Tim 4,1f). Ich denke, wir Bischöfe sollten uns viel mehr, als wir es tun, immer wieder vor das Gericht Gottes und Jesu Christi stellen, vor den Richter der Lebenden und der Toten; unser Leben am Maßstab des kommenden Gerichtes messen. Die Instanz, vor der wir uns verantworten müssen, sind nicht die Massenmedien, die sich freilich zum großen Tribunal über Vergangenheit und Gegenwart aufgeschwungen haben und Menschen hochheben oder zerstören. Unser Maßstab ist der kommende Richter, und in der Abwägung unserer Aktionen muß dies die erste Frage sein: Wie wird der wahre Richter meine jetzige Entscheidung beurteilen? Die Pastoralbriefe werden gern als hausbacken und daher als theologisch und geistlich sekundär hingestellt. Ich spüre gerade im zweiten Timotheusbrief eine Leidenschaft und eine Glut, in der für mich auf eine erschütternde Weise das letzte Ringen Pauli vernehmbar wird, der abgeschnitten ist von allem und allen, von vielen auch schon abgeschrieben oder bewußt vergessen und der doch gerade in der Nähe des Martyriums noch einmal mit letztem Einsatz um das Weitergehen des Evangeliums ringt.⁸ Insofern sind diese Briefe ein Bischofsspiegel, an dem wir uns immer orientieren müssen und dessen tiefste Identität mit den Aussagen des Anfangs für mich unverkennbar ist.

II. DER BISCHÖFLICHE DIENST AM GLAUBEN HEUTE – VIER SCHWIERIGKEITEN UND DIE ANTWORTEN DARAUFG

1. Freiheit und Bindung

Das Wachen des Hirten, seine Achtsamkeit für die Herde, die das ganze Neue Testament in den Vordergrund rückt, ist also zuallererst Sorge um den Glauben – positiv, daß er in seiner ganzen Leuchtkraft zum Vorschein kommt, negativ, daß er vor Verfälschungen gehütet werden muß. Und wer sähe nicht, daß Verfälschungen nicht bloß in der apostolischen Zeit, in der Zeit der Pastoralbriefe drohten, sondern gerade auch heute? In der Theorie sind sich alle über diesen Auftrag des Wachens und Sorgens einig, in dem Hirten- und Lehramt letztlich zusammenfallen. In der Praxis gibt es jedoch viele Aber. Einem korrigierenden Einschreiten steht zunächst der Einwand entgegen: Muß man nicht die Freiheit der Lehre und der Lehrenden achten? Hat nicht die Geschichte der Inquisition die Kirche in Verruf gebracht? Ist nicht Freiheit ein vorrangiges Gut? Nun hat uns gerade die Frankfurter Schule gelehrt, daß es eine Dialektik der Aufklärung gibt, in der eine immer weiter getriebene Freiheitsforderung schließlich freiheitszerstörend wird. Die Geschichte der Ideologien des letzten Jahrhunderts zeigt es augenfällig. Die Freiheit muß unter Umständen gerade dadurch verteidigt werden, daß falsche Freiheit als solche überführt und in ihre Grenzen gewiesen wird. Glauben bedeutet,

eine gemeinsame Entscheidung, den gemeinsamen und so Frieden wie Einheit wirkenden Glauben anzunehmen. Niemand *muß* glauben, glauben muß immer freie Entscheidung sein, und insofern muß es auch die Freiheit geben, sich vom Glauben zu trennen; die Verantwortung vor Gott kann nicht durch äußere Zwänge ersetzt werden. Wer aber in der freien Entscheidung des Glaubens steht, hat auch die Bindung seiner gemeinsamen Form angenommen und kann die Freiheit nicht zum Vorwand nehmen, drinnen zu bleiben, um von innen zerstören zu können. Ich bin überzeugt, daß wir dem Mißbrauch des Freiheitsbegriffs gerade heute ganz entschieden entgegentreten müssen. Natürlich gibt es unterschiedliche Formen der Bindung. Wer es freiwillig übernommen hat, im Namen der Kirche zu lehren, steht in einer anderen Bindung als ein christlicher Laie, der allein im eigenen Namen seine Ideen zu entwickeln versucht. Man kann nicht im Namen der Kirche gegen die Kirche lehren; hier geht es auch ganz einfach um eine Frage der Redlichkeit. Natürlich müßte man in diesem Zusammenhang von den inneren Bedingungen der Theologie reden. Wenn sie sich ins rein Akademische verflüchtigt, den inneren Zusammenhang mit dem Leben des Glaubens, mit der Kirche, mit der betenden Gemeinschaft mit Jesus Christus verliert, kann sie nicht gedeihen. Ohne die Praxis des Glaubens kann seine Reflexion unmöglich gelingen. Deswegen ist es sehr wichtig, das theologische Lehramt nicht in die pure akademische Neutralität auswandern zu lassen. Die Institution der Lehre muß so gebaut sein, daß sie ihren inneren Bedingungen entspricht. Die Theologie ist keine private Spekulation, sondern Auslegung des Glaubens der Kirche, und die ist unmöglich, wenn man nicht in ihr und mit ihr lebt.

2. Orientierung im Wirrwarr der Spezialisierungen

Das erste Aber gegen das Wachen und Sorgen kommt heute aus einem einseitigen Begriff von Freiheit. Daneben steht ein zweites, starkes Aber: Wie kann ein Bischof in der immer weitergehenden Spezialisierung und Differenzierung der Theologie da eigentlich überhaupt noch mitreden? Ist er gegenüber den immer verzweigter werdenden Problemen nicht eigentlich ein Laie, der sich des Urteils enthalten muß? Wird man ihm nicht sofort Inkompetenz und Fundamentalismus vorwerfen? Ich möchte dazu drei Hinweise versuchen.

a) Selbstverständlich wird man nicht leichthin die Diagnose Häresie oder Verdunkelung des Glaubens stellen. Behutsamkeit ist vonnöten. Im Sinn des heiligen Ignatius von Loyola wird man zunächst den guten Willen voraussetzen und versuchen, der Sache den rechten Sinn abzugewinnen. Für einen Bischof ist der persönliche Kontakt mit den Lehrern der Theologie sehr wichtig. Vieles läßt sich im persönlichen Miteinander klären; die Nähe zum Bischof hilft, die pastorale Sensibilität und die Mitverantwortung für die Gemeinschaft des Glaubens zu stärken, so wie sie umgekehrt dem Bischof Zugang zu aktuellen theologischen Fragestellungen eröffnet.

b) Die gegenseitige Hilfe der Bischöfe untereinander und der Rat verlässiger Fachleute ist wichtig. Deswegen sollen die Bischofskonferenzen darum bemüht

sein, eine wirklich kompetente Kommission für Glaubensfragen einzurichten, in der fachlich ausgewiesene Bischöfe mit Professoren zusammenarbeiten, die wesentlichen theologischen Debatten begleiten und dem einzelnen Bischof in schwierigen Fragen zur Seite stehen.

c) Noch wichtiger als diese beiden Aspekte ist der dritte: Heute wird häufig der Unterschied zwischen Theologie und Glaube vergessen. In der Theologie können wir nicht alle Spezialisten sein, und auch der Theologe seinerseits ist nicht Fachmann im ganzen, viel verzweigten Bau der heutigen Theologie. Aber die Bischöfe sollen ja auch gar nicht selber das Handwerk der Theologen ausüben wollen; ihre Funktion ist eine andere: Sie sind Lehrer des Glaubens, auf dem die Theologie beruht. In der Theologie können nur verhältnismäßig wenige Spezialisten sein. In der Sache des Glaubens sind wir alle von Gott Belehrt, wie das Johannes-Evangelium sagt (6,45). Was im Evangelium der Herr prophetisch vorausverkündet, bestätigt der erste Johannesbrief für die nun gewordene Kirche: «Ihr habt die Salbung empfangen von dem, der heilig ist und ihr seid alle Wissende... Die Salbung, die ihr von ihm empfangen habt, bleibt in euch und ihr braucht euch von niemand belehren zu lassen» (1 Joh 2,20.27). Die Salbung ist Verweis auf den Taufglauben: Von ihm her sind alle Christen Wissende, und eine Theologie, die diesen Glauben in Frage stellt, ist Falschlehre. In diesem Sinn hat jeder Christ das Recht und die Fähigkeit, gegen die Falschlehre und für den gemeinsamen Glauben einzutreten, in besonderer Weise natürlich der Bischof, der das Recht der Gläubigen vertritt und ihre Stimme ist. Wenn es um den Schutz der Freiheit der Gelehrten geht, dann muß man immer gegenwärtig halten, daß das noch höherrangige Gut der Schutz des Glaubens der Gläubigen ist, die ein Recht auf den unverfälschten Glauben der Kirche haben. Ihr Glaube ist das zu höchst schützenswerte Gut der Kirche. Hierher gehört das bekannte Herrenwort: «Wer einen von diesen Kleinen, die an mich glauben, zum Bösen verführt, für den wäre es besser, wenn er mit einem Mühlstein um den Hals ins Meer geworfen würde» (Mk 9,42). Hier geht es nicht, wie spätere Auslegungen angenommen haben, um sexuellen Mißbrauch von Kindern. Das Wort «die Kleinen» ist eine Bezeichnung für die Christusgläubigen, und der Skandal, dessen Furchtbarkeit Jesus mit dem Bildwort vom Mühlstein um den Hals anprangert, ist die Erschütterung und die Zerstörung ihres Glaubens.⁹ Gerade dieses Herrenwort kann uns die Größe unserer Verantwortung deutlich machen, und die Größe des Gutes, das wir zu schützen haben. Das Glaubensbekenntnis der Kirche ist der feste Grund, auf dem die Theologie steht. Wenn sie es verläßt, hebt sie sich als Theologie auf und wird zu privater Religionsphilosophie. An diesem Bekenntnis ist Theologie zu messen, und in ihm sind wir alle «Wissende». Diese Einfachheit des Bekenntnisses darf nicht aus dem Blick kommen, sonst wird das Christentum Gnosis, eine Gelehrtensache, in der es dann letztlich nur noch Hypothesen, aber nicht mehr einen Grund gibt, auf dem wir leben und sterben können. Für die Väter war es vollkommen klar, daß die «Glaubensregel» das letzte Maß der Exegese ist, bei dem dem für Suchen und Finden der Ausleger weitester Raum bleibt, aber zugleich das Auszulegende gewahrt wird und nicht in der Auslegung mitversinkt.¹⁰

Die «Glaubensregel» war für die Väter übrigens nichts Geschriebenes, sondern weitläufiger als das formulierte Bekenntnis, nämlich etwas Lebendiges: Darin ist

die lebendige Stimme der Kirche, das heißt das Lehramt eingeschlossen. So ist die eigentliche Hilfe bei der Abgrenzung zwischen falscher und wahrer Auslegung das Lehramt. Der Bischof selbst ist in seiner Ortskirche die lebendige Stimme des Glaubens, sein Lehrer und Hüter. Aber weil die Kirche nur eine ist, lehrt er nur recht, wenn er synchron und diachron mit der ganzen Kirche lehrt, wenn er mit der Stimme der Petrusnachfolger im Einklang steht. In manchen Ländern ist es üblich geworden, der Stimme des Lehramts grundsätzlich zu mißtrauen, es als Fessel gegen die Freiheit des Forschens und Denkens aufzufassen. Wir sollten uns wieder angewöhnen, es als Hilfe zu betrachten, die uns gegeben ist, um die Stimme des Glaubens als solche zu identifizieren. Gerade so schützen wir das gleiche Recht aller Gläubigen gegen ein Klassendenken, in dem nur einige Privilegierte den Schlüssel zur Erkenntnis hätten.

3. Der Friede in der Kirche und das Ringen um den Schutz des Glaubens

Ich komme zu einem dritten Aber, das der Aufgabe des Wachens und Sorgens im Wege steht: Wenn wir in Lehrfragen eingreifen, stören wir da nicht auf eine gefährliche Weise den Frieden in der Kirche? Die Massenmedien nehmen sich der Sache an und verwirren die Gläubigen; Polarisierungen entstehen – ist da nicht der Schaden durch den offenen Wirrwarr und das daraus folgende Gegeneinander größer, als wenn man die Sache auf sich beruhen ließe? Wenn wir von der Glaubens-kongregation her Bischöfe bitten, gegen ein offensichtlich irreführendes Werk Stellung zu beziehen, wird uns immer wieder gesagt: Nur wenige kennen das Buch, schon ist es vergriffen. Niemand hat sich darum gekümmert – warum sollen wir ihm Publizität schaffen und die doch bisher praktisch ungestörte Ruhe von uns aus zerreißen? Solche Argumente können durchaus berechtigt sein. Augustinus hat beim Streit mit den Donatisten das Wort vom Ertragen um des Friedens willen («tolerare pro pace») geprägt. Der Friede ist ein hohes Gut, und man muß in der Tat abwägen, ob der betreffende Text, die betreffende Gruppierung so wichtig ist, daß man den Wirbel auf sich nehmen muß, der entsteht oder ob es in der Tat besser ist, die Sache im stillen versickern zu lassen. So sehr dies wahr ist, man darf sich doch nicht zu leicht beruhigen. Friede, innerer Friede in der kirchlichen Gemeinschaft ist – wie schon gesagt – ein hohes Gut, aber es gibt auch falschen Frieden. Wenn wir nur immer die Dinge laufen lassen, entsteht das Gefühl der Beliebigkeit. Man will nur einfach keinen Ärger haben; es soll alles ruhig bleiben, aber diese Ruhe hat keinen Inhalt mehr, und sie wird nichtig und leer. Von jeder Verfälschung des Glaubens, die einfach stehenbleibt, bleibt auch ein Element der inneren Vergiftung im Organismus der Kirche zurück. Scheinbar schadet sie zunächst nicht, bis sie zur allgemeinen Sepsis wird. Sie frißt sich im stillen weiter fort, bis das Empfinden für den Glauben abgestumpft ist und der Glaube selbst nicht mehr als ein gemeinsames Gut erscheint, weil er sich langsam von innen aufgelöst hat. Dann geht zwar der äußere Betrieb noch eine Zeit lang weiter, aber von innen her verfällt die Kirche der Auszehrung. Wir wundern uns, warum die Kirchen leerer werden, ein Auszug ohne Lärm erfolgt, ein einfaches Erlöschen: Es scheint sich nicht mehr zu lohnen, in der Kirche zu sein, weil sie eigentlich für nichts da ist, weil sie ihren tiefsten Grund – die Gegenwart von Gottes Offenbarung im

Glauben – nicht mehr so recht ernstzunehmen scheint. Gregor der Große hat in seiner Pastoralregel ein vielschichtiges Wort des Herrn in dieser Richtung ausgelegt: «Habt Salz in euch und habt Frieden untereinander» (Mk 9,50). Salz stört den Frieden, es brennt und schmerzt. Es scheint dem Frieden entgegenzustehen. Beides muß zusammenkommen: der Friede, der den anderen erträgt, aber auch das Salz, das die Verwesungselemente aufdeckt und bekämpft... «Wer zu sehr auf den bloß menschlichen Frieden bedacht ist, die Bösen nicht mehr zurechtweist und so den Perversen recht gibt, der löst sich vom Frieden Gottes... Es ist große Schuld, auf dem Frieden mit den Verderbern zu bestehen», sagt er.¹¹ Der Bischof muß ein Mensch des Friedens sein, aber er muß auch Salz in sich haben; er muß auch konfliktbereit sein, wo es um das eigentliche Gut geht, damit das Salz nicht schal wird und wir nicht mit Recht verachtet und zertreten werden.

4. Das Gut des Glaubens

Schließlich möchte ich noch ein letztes Aber nennen, das wir uns meist selber verbergen, das wir jedoch ans Licht ziehen müssen. Ich hatte eingangs schon dieses Aber angedeutet: Nicht ganz wenige, persönlich vollkommen rechtgläubige und fromme Menschen, gerade auch Bischöfe, fragen sich – mehr oder weniger uneingestanden – in der Tiefe, ob es wirklich so gut ist, den ganzen Willen Gottes zu kennen, ob der Glaube nicht mehr Last als Gnade ist. Ist es nicht schwer, den Glauben ganz zu leben? Ist das gute Gewissen derer, die ihn nicht oder nur halb kennen, nicht ein leichterer Weg zum Heil? Zu Beginn des liberalen Zeitalters, als unbeschadet des Abschieds vom Glauben die christlichen Grundgewißheiten noch hielten und als solche der allgemeinen Vernunft erschienen, konnte dieser Eindruck wirklich entstehen. Die Gläubigen mußten sozusagen für die anderen die Grundlagen tragen und ihr Einstürzen verhindern, weil es die bloße Vernunft gar nicht gibt; ihr Wirken hängt immer von tausend Kontexten ab. Heute, wo diese Grundgewißheiten weithin zerfallen sind, sehen wir das Dunkel, in das der Mensch stürzt, wenn er um sein Woher und sein Wohin nicht weiß. Es entsteht die Unkultur des Todes. Eine Welt ohne Sinn, eine Welt, in der wir nicht wissen, wer wir sind und was wir sollen, braucht die Betäubung durch die Droge. Der Nihilismus ist nicht leichter, sondern er ist die Dunkelheit schlechthin. Der Glaube ist das Licht. Und wir Christen sollten heute wieder viel dankbarer, viel fröhlicher, viel optimistischer glauben: Ja, es ist schön, Gottes Willen zu kennen. Es ist schön, Gott zu kennen und von ihm gekannt zu sein. Es ist schön zu wissen, wie Gott aussieht: Im Antlitz Christi, der jeden einzelnen von uns geliebt und sich für uns in den Tod gegeben hat, sehen wir das Gesicht Gottes selbst. Erst wenn wir wieder die Kostbarkeit des Glaubens, seine Freude so richtig von innen her wahrnehmen, wie es in der heidnischen Antike bei den frühen Christen der Fall war, erst wenn wir des Glaubens wieder wahrhaft froh werden, werden wir ganz von selbst es für das Wichtigste überhaupt ansehen, diese kostbare Perle zu verteidigen, uns um ihr Leuchten zu mühen und den Einsatz für diesen Schatz als die oberste Priorität unseres Auftrages anerkennen.

Abschließende Beobachtungen zur Vergegenwärtigung des Glaubens

In alledem habe ich primär vom Konfliktfall gesprochen, vom sorgenden Hüten des Glaubens, das dem Hirten obliegt. Das eigentliche Ziel des Hüten aber ist positiv: den Glauben so lebendig zu halten, daß es gar nicht zum Konfliktfall kommt. Ich sehe drei Hauptsektoren, in denen es um die Pflege der Gegenwart des Glaubens geht: die Predigt (und mit ihr zusammen alle Arbeit an der Vergegenwärtigung und Vertiefung der Glaubenserkenntnis), die Katechese und die theologische Lehre in Seminarien und Fakultäten. Darüber ausführlich zu reden, wäre ein eigenes Referat. Ich deute am Schluß nur kurz meine Sorgen und Beobachtungen an. Die Predigt ist nach dem Konzil im allgemeinen schriftnäher geworden, und das ist ein großer Fortschritt. Aber sie ist auch zufälliger und thematisch ärmer geworden, und das bedeutet eine Gefahr. Es wird meist nicht mehr die ganze Glaubenslehre im Lauf von drei Kirchenjahren dargestellt, sondern zufällige Ausschnitte, während anderes ganz ausfällt. Ich denke, die Bischöfe eines Landes müßten sich gemeinsam darum sorgen, ein Predigtgefüge vorzuschlagen, in dem der ganze Glaube im Lauf der Kirchenjahre erscheinen kann, gerade auch die heute viel vernachlässigten Themen von Gott dem Schöpfer, von Sünde und Erlösung, von der Gnade und den Sakramenten, besonders auch dem Bußsakrament, der Blick auf die letzten Dinge, auf das ewige Leben.

Auch die Katechese ist nach meiner Beobachtung sehr sektoral geworden und spart weithin große Teile des Glaubens aus. Völlig unverdächtige Zeugen bestätigen uns eine ungeheure Unwissenheit bezüglich fundamentaler Glaubensaussagen in der jungen Generation. Kommunionvorbereitung besteht in manchen Ländern mehr in Geselligkeit als in einem langsamen Eindringen in das Geheimnis der Gegenwart des Herrn und seines Opfers. Die Größe des Geheimnisses Christi wird oft kaum vermittelt und so fort. Für die Vollständigkeit der Predigt wie für die Ganzheit der Katechese bietet der Katechismus der katholischen Kirche eine unschätzbare Hilfe. Er müßte noch viel mehr genutzt werden. Natürlich ist es notwendig, ihn dann in konkrete Pläne für Predigt und Katechese umzusetzen.

Schließlich ist da die Aufgabe der theologischen Lehre in Seminarien und Fakultäten. Gerade in der jüngeren Generation gibt es heute gottlob eine Anzahl von wirklich guten Lehrern der Theologie. Aber es ist unbestreitbar, daß es auch gewaltige Probleme gibt. Ein Hauptproblem scheint mir zu sein, daß keine gemeinsame philosophische Grundanschauung mehr sichtbar ist. Es herrscht der Eklektizismus. Man wählt aus den umlaufenden Philosophien, die manches Hilfreiche anbieten, aber am Ende für den lebendigen Gott keinen Platz offen lassen. Die Enzykliken *Veritatis splendor* und *Fides et ratio* leisten hier einen wertvollen Dienst; sie müßten noch viel mehr, als schon der Fall ist, in die theologische Reflexion eingehen. Vor allem sollten wir nicht vergessen, daß die Väter und die großen Theologen des Mittelalters wie auch die herausragenden Lehrer der Theologie des 19. und 20. Jahrhunderts Meister auch für uns heute bleiben, die uns den Weg zeigen und deren Grundansatz nichts an Aktualität eingebüßt hat, auch wenn er selbstverständlich immer weiter bedacht, vertieft, erweitert und ins Gespräch der Gegenwart hineingestellt werden muß. Wer die Schrift mit den Vätern, besonders Augustinus, mit Thomas und Bonaventura, mit Möhler und De Lubac liest (um nur ein paar Namen zu nennen),

der ist auch heute nicht orientierungslos und der findet zugleich weiten Raum schöpferischen Fortdenkens.

Am Schluß möchte ich nochmals auf den 1. Petrusbrief zurückkommen. Der Apostel bezeichnet sich selbst in seiner demütigen und gütigen Weise als Mitpresbyter, als Mitpriester mit uns und hat so in unüberholbarer Klarheit die Identität des priesterlichen und des apostolischen Amtes, das Prinzip der apostolischen Nachfolge formuliert. In diesem Zusammenhang hat er seinen Priester- und Bischofsspiegel vorgelegt, an dem wir uns immer wieder messen müssen: Der Priester ist «Zeuge der Leiden Christi wie auch Teilhaber der sich offenbarenden kommenden Herrlichkeit». Er sorgt sich um die Herde nicht aus äußerem Zwang, sondern freiwillig, wie es Gott gemäß ist; er herrscht nicht von außen her über die ihm Anvertrauten, sondern wird Vorbild für sie. «Wenn dann der oberste Hirt erscheint, werdet ihr den nie verwelkenden Kranz der Herrlichkeit empfangen» (5,1-4). Das ist die Zuversicht, in der wir unseren Dienst tun.

ANMERKUNGEN

¹ Die Belege bei W. Bauer, Griechisch-deutsches Wörterbuch zu den Schriften des Neuen Testaments und der übrigen urchristlichen Literatur (Berlin 1958³), Stichwort *ἐπίσκοπος*, 591f.

² Ausführlich habe ich mich mit dieser verbreiteten Einstellung auseinandergesetzt in meinem kleinen Buch: Wahrheit, Werte, Macht (Herder 1993), 29-62.

³ Vgl. für die folgende Auslegung H. Schlier, Der Römerbrief (Herder 1977), 17-22.

⁴ Schlier, a.a.O. 20.

⁵ Schlier, a.a.O. 22-25.

⁶ J. Ratzinger, Wesen und Auftrag der Theologie (Einsiedeln 1993), 44; ich habe dort S. 43ff. versucht, die Bedeutung dieses Textes für das Selbstverständnis der Theologie und der Theologen auszulegen.

⁷ Vgl. Schlier, a.a.O. 29.

⁸ Eindringlich hat dies H.U. von Balthasar in seinem meditativen Kommentar zu dem Brief herausgestellt. Balthasar, Thessalonicher- und Pastoralbriefe (Einsiedeln 1992), 149-203.

⁹ Vgl. R. Pesch, Das Markusevangelium II (Herder 1977), 113ff.

¹⁰ Vgl. zum Begriff der *regula fidei* W.A. Bienert, Dogmengeschichte (Stuttgart 1997), 101-105.

¹¹ Grégoire le Grand, Règle pastorale III 22 (Sources chrétiennes Nr. 382, ed. B. Judic, R. Rommel, Ch. Morel, Paris 1992, S. 404 und 408).